REFORMATION
HEUTE

TRANSFORMATION

Beruf

GERHARD WEGNER

DIE SOZIALETHISCHE SCHRIFTENREIHE ZUM 500. JUBILÄUM DER REFORMATION

ÜBER DEN AUTOR

Gerhard Wegner
Prof. Dr. theol., Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Evangelischen Kirche in Deutschland (SI) und apl. Prof. für Praktische Theologie an der Universität Marburg. Wichtige Veröffentlichung: Moralische Ökonomie. Perspektiven lebensweltlich basierter Kooperation. Stuttgart 2014

Beruf

REFORMATION HEUTE

Sozialwissenschaftliches Institut der EKD (SI)
Arnswaldtstraße 6
30159 Hannover
Telefon 0511-554741-0
e-mail: info@si-ekd.de
www.si-ekd.de

Stiftung Sozialer Protestantismus
Schlossstraße 2
57520 Friedewald
Telefon: 02743-9236-0
e-mail: info@ssp-friedewald.de

Autor:
Gerhard Wegner

Herausgeber:
Gerhard Wegner (SI der EKD)
Stiftung Sozialer Protestantismus

Redaktion:
Renate Giesler

creo media

REFORMATION HEUTE

AKTUELLE ERSCHEINUNG

Kapitalismus

Diakonie

Beruf
REFORMATION HEUTE
Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD
Stiftung Sozialer Protestantismus

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb des Urhebergesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen sowie für jegliche Speicherung und Verarbeitung in datenverarbeitenden Systemen. Es ist nicht gestattet, Abbildungen zu digitalisieren. Umschlag und Frontispitz: bokehlicious / photocase.com Weitere Bildquellen: cydonna, stormpic, madochab, golffoto, designer111, andrey-fo, sör alex / photocase.com

Schutzgebühr: 2,95 €
(10 Exemplare für 19,50 €)

© creo-media, Hannover · 2014

creo-media GmbH
Agentur · Druckerei · Verlag
Bischofsholer Damm 89
30173 Hannover
www.creo-media.de

Layout, Satz, Typographie, Bildbearbeitung und Druckproduktion bei: creo-media
info@creo-media.de

Inhalt

Der Beruf als Verweltlichung Gottes 9

Entweltlichung des Menschen 11

Beruf und Stand 12

Selbstanspruch und Vergesellschaftung 16

Der Beruf als kritische Kategorie 19

Kommodifizierung der Arbeit 22

Die Krise des Berufs und seine Neuentdeckung 26

Mit mir selbst beschenkt 30

Die Zukunft des Berufs 32

Literatur 34

„In Wahrheit gibt es nichts Schöneres als die Selbstausbeutung, nämlich die Verwendung der eigenen Kräfte zu selbstgewählten Zwecken, wenn es sein muss bis zur Erschöpfung. Das eben ist menschliche Tätigkeit, Freiheit.“
Ralf Dahrendorf 1982

Gerhard Wegner

Beruf

Unbestritten ist die „Erfindung“ des Berufs in der Wittenberger Reformation durch Martin Luther eine der ganz großen religiös-sozialgeschichtlichen Innovationen gewesen. Selbst noch eine höchst aktuelle Studie über Employability und Beruflichkeit kommt nicht ohne einen Bezug auf Luther aus (vgl. Kraus 2007). Dass einen Beruf, d.h. eine durch Gott beauftragte „Positionierung“ in der Gesellschaft, nun nicht mehr nur die Obrigkeit und der Klerus sondern alle Menschen hatten, war keine Reform mehr; es war schlicht eine Revolution.

> *„Wir sollen mit fröhlichem Gewissen in unserem Berufe bleiben und wissen, dass durch solche Werke mehr ausgerichtet wird, als wenn jemand alle Klöster gestiftet und alle Orden gehalten hätte; und ob es gleich die allergeringste Hausarbeit.“ (WA 29, 566, 39)*

Die Kloster- und Kirchenberufe (Priester, Mönch, Nonne, Bischof) werden in ihrer Höherwertigkeit zerstört: In ihnen kann ein Christenmensch nicht mehr rechtschaffen verbleiben, denn dort lebt man gegen Evangelium, Freiheit, Liebe und Vernunft (vgl. Luther: De votis monasticis 1521). Seitdem hört so auch die vita contemplativa auf, ein Luxus zu sein: „Mit der Aussonderung der Arbeit als Rolle, also als Beruf […] wird sie zur realen Chance für alle“ (Dahrendorf 1983, 32).

Dass man einen Beruf hat, gehört seitdem zu den Grundlagen einer gerechten Gesellschaft:

> *„Ein jeder soll ein solches Leben führen, von dem er weiß, dass es Gott wohl gefällt, wenn es auch gleich verachtet und gering sein sollte. Ein Knecht, eine Magd, ein Vater, eine Mutter sein, dass sind solche Lebensformen, die durchs göttliche Wort eingesetzt und geheiligt sind und Gott wohl gefallen“ (WA 25, 385, 26-29).*

In der als „Sinnform Beruf“ fokussierten Arbeit kommen die religiöse Berufung durch Gott und die Ordnung der Gesellschaft sinnfällig zusammen.

Dahinter stand eine radikale religiöse Aufwertung des gewöhnlichen,

alltäglichen Lebens im Beruf, in Ehe und Familie, die – modern gesagt – mit erhöhter Selbstreflektion einher geht: Dieses Leben konnte und sollte nun den Absichten Gottes bzw. seinem Ruhme entsprechend geführt werden (vgl. Taylor 1996, 391). Die Arbeit wird zu einer auch geistlich gesehen höchst ernsten Beschäftigung. „Der Mensch, der eine körperliche, irdische Arbeit verrichtet, steht nach lutherischer Auffassung direkt unter Gott. Er braucht keinen Mittler, um zu seinem Heil zu kommen“ (Wingren, 664). Der Mensch ist qua Beruf folglich zugleich völlig verweltlicht und entweltlicht: Er ist ganz in dieser Welt tätig und zugleich ganz von ihr distanziert bei Gott. Es ist der Gebrauch der Dinge der diese Haltung ausdrücklich macht (vgl. Taylor 1996, 392). Nicht ihr Nutzen als solcher ist länger das Problem, sondern die Absicht bei ihrer Verwendung. Die Folge ist ein mögliches Zögern: „Wir müssen die Dinge genießen, während wir Abstand von ihnen wahren“ (ders., 393). „In einem gewissen Sinne müssen wir die Welt lieben, während wir sie in einem anderen verachten“ (ders., 394): Ein Sorgen bei gleichzeitiger Sorglosigkeit, ein „Haben als hätte man nicht [...]. Ehe und Beruf sind nichts Zusätzliches, das man wählen oder unterlassen kann, sondern sie sind der eigentliche Inhalt des Lebens, dem wir uns zielbewusst hingeben sollen. Unsere Herzen aber sollten die ganze Zeit anderswo sein“ (ders., 395).

Es ist diese zutiefst paradoxe, geradezu schwindelerregende Existenzansage, die das protestantische Arbeitsethos in Gang hält. Es kann in verschiedene, ja gegensätzliche Richtungen ausschlagen: In die künstlerische, autopoetische Selbststilisierung als Erfüllung meiner Berufung mit der Gefahr des Autismus und zugleich in einen total entleerten, repetitiven Tätigkeitenstrom mit dem Ende der Vernichtung durch Arbeit. Die jeweils geforderte Identifikation mit der Arbeit – für den Nächsten – steht stets in einem Verhältnis zu ihrer potenziellen Vergleichgültigung. Die Werke haben mit der Rechtfertigung nichts zu schaffen. Sie erfolgen nur, weil unser Nächster sie braucht. Ich selbst brauche sie nicht. Arbeit macht folglich durchaus Sinn, weil mit ihr Zwecke verfolgt werden – aber sie hat keinen Sinn. Insofern kann und soll ich sie als Beruf tun – aber ich selbst bleibe ihr äußerlich. Ich bin mit ihr ganz Teil der Gesellschaft – und stehe ganz außerhalb von ihr und ihr gegenüber.

Der Beruf als Verweltlichung Gottes

Von vornherein war 1517 deutlich, dass „Beruf“ nicht auf die erwerbswirtschaftliche Tätigkeit begrenzt, sondern in einer ganz weiten Bedeutung als auf das gesamte gesellschaftliche Leben ausgeweitet gilt. Der Beruf bezeichnet eine spezifische Stellung in der Gesellschaft, die mit Aufgaben, Rechten und Pflichten verbunden ist und in der sich die oder der Einzelne mit seinen Anlagen und Fähigkeiten einbringt und sie zum Wohle aller entfaltet. Der Beruf ist folglich weit mehr als nur eine weltlich nützliche Tätigkeit, die funktional verrechnet und mit Geld bezahlt werden könnte: Er stellt – im Sinne von Berufung – Gottesdienst dar.

> *„Wenn ein jeder seinem Nächsten diente, dann wäre die ganze Welt voll Gottesdienst. Ein Knecht im Stall wie der Knabe in der Schule dienen Gott. Wenn so die Magd und die Herrin fromm sind, so heißt das Gott gedient. So wären alle Häuser voll Gottesdienst und aus unsern Häusern würden eitel Kirchen, weil dort Gott gedient wurde.“ (Luther, WA 36, 340, 12-16)*

Mit dieser Bestimmung hat die menschliche Arbeit einen hohen intrinsischen, ja selbstzweckhaften Wert gewonnen. Gefasst als Beruf ruht sie sozusagen in sich selbst – bzw. in Gott – und wird nicht erst durch die Anerkennung der mit ihr erbrachten Leistung oder dem Gewinn als wertvoll anerkannt. Einen Beruf zu haben, bedeutet in diesem Sinne – auch wenn die religiöse Begründung später entfällt – weit mehr, als nur irgendeine Arbeit zu verrichten. Als Beruf wird Arbeit hoch gewürdigt und das Arbeitsvermögen der Menschen in besonderer Weise anerkannt. Auch deswegen gehört

zum Beruf noch weit mehr, als sich mit dem Begriff der modernen (Erwerbs-)Arbeit fassen lässt: Zur Hilfe am Nächsten berufen zu sein, geht weit über alle Formen von Erwerbsarbeit hinaus und denkt „Beruf“ ganz allgemein vom Auftrag Gottes zur Ausübung von Liebe in der Welt her.

Die Logik ist: Ich bin mit mir selbst beschenkt, um mich selbst anderen zu schenken. Der Beruf entsteht tatsächlich aus diesem spezifischen Gabentausch. Das genau ist meine Berufung und sie soll in meinem Beruf bzw. meinen Berufen zum Tragen kommen. Womit ich – in einem umfassenden Sinn – „begabt“ bin, soll in der gesellschaftlichen Kooperation nützlich werden. Diese Berufung schlägt sich in einer persönlichen inneren Haltung nieder: In Werten, Tugenden, Vorstellungen von Ehre und Schande – und ebenso in Institutionen, in denen diese Haltung veräußerlicht ist. „Beruf“ impliziert Tüchtigkeit aus eigenem Antrieb (vgl. Gerhardt 1999, 28), hinter der man steht, weil sie in sich selbst Sinn macht. Säkular gesprochen: Der eigene, einmalige Wesenskern wird aktiv entfaltet und darin werden wir uns selbst ansichtig: „Im selben Prozess, in dem wir uns selbst verwirklichen, erfahren wir erst, was dieses selbst ist, das wir verwirklichen“ (Joas 1996, 122).

Ohne solche Vorstellungen ist die moderne Arbeitswelt zweifellos nicht denkbar, aber – und das ist das Spannende – auch nicht wirklich mit ihnen: Zuviel Sinnanspruch führt unweigerlich aus jenen Unternehmen hinaus, die heute Arbeit formatieren. Aber nicht nur das: Auch sozialpolitisch greift diese Vorstellungwelt – säkularisiert – deutlich. So gilt nach heutigen Vorstellungen jemand als arm, der oder die nicht in der Lage ist, sich gemäß seinen individuellen Fähigkeiten und Anlagen entfalten zu können. Nicht nur das Verfügen über irgendeine Arbeit oder ein Einkommen allein differenziert folglich zwischen arm und nicht-arm, sondern genau das, was mit einem Beruf gemeint ist. Und das wäre ganz im Sinne Luthers gewesen. Geistlich gewendet bedeutet dies, dass sich Armut und Reichtum an den Realisierungschancen der eigenen Berufung entscheiden. Was das heute bedeuten kann, gilt es allerdings erst noch zu entdecken. Einen „Beruf der Armen“ kann es nach der Reformation nicht mehr geben.

Entweltlichung des Menschen

Gesehen werden muss allerdings auch, dass in Luthers Denken Verwirklichung der eigenen Berufung im Beruf sehr wenig mit „Selbstverwirklichung“ in einem modernen Sinn zu tun hatte. Es ging um die Realisierung eines Rufs „von außen“, von Gott, in meinen Dienst für andere. Der Christ lebt nicht für sich selbst, sondern für seinen Nächsten – wie Luther nicht müde wird zu wiederholen. Entsprechend greift hier die Idee der Pflicht, die später so tragend für preußisch-deutsche Tugenden wird. Pointiert gesagt: Nicht für mich selbst arbeite ich, nicht um mein Selbst durchzusetzen, sondern um das zu tun, was für den anderen, den Nächsten, nützlich und nötig ist. Der Beruf beinhaltet folglich eine treuhänderische „Amts“-Struktur. Sie kann bis hin zur Selbstlosigkeit gesteigert werden, bis dahin, dass Übel und Unrecht an sich selbst erlitten werden muss. Nur für andere ist das Ausüben von Rache und Recht legitim.

Diese „selbstlose Verantwortungslogik“ ist möglich, weil Luther zwischen dem „äußerlichen“ Beruf innerhalb der weltlichen Ordnung und der geistlichen, „inneren“ Berufung im Reich Gottes unterscheiden kann. Geistlich in der Teilhabe an Gottes Wirklichkeit lebt der Christ in der Fülle – er oder sie hat alles, was man braucht. Und geistlich gesehen sind alle Menschen gleich. Genau deswegen soll aber eigentlich auch niemand für seine eigenen Interessen kämpfen: Passivität und Genügsamkeit regieren den öffentlichen Raum. Gestreikt wird erst, wenn es die Obrigkeit erlaubt (vgl. Wingren, 664).

Anders gesagt: „Gegen“ die Welt der alltäglichen Reproduktion tritt die religiöse Welt, die durch die Inklusion der Person in einem großen, übergreifenden Sinnzusammenhang

gekennzeichnet ist, in dem sie Erfahrungen der Fülle, der Aufgehobenheit und des überwältigenden Sinnzuspruchs machen kann. Während die alltägliche Sorge dazu führt, alle möglichen Tätigkeiten anzustrengen – um die sich immer wieder reproduzierende fundamentale Angst um sich selbst zu bewältigen – artikuliert die religiöse Sicht Erfahrungen der Ganzheit und der Geborgenheit des Ichs in einer – in Gottes – übergreifender Wirklichkeit. Die alltägliche Welt operiert letztlich mit mechanischen Antworten auf Angst und Sorge und untergräbt auf diese Weise immer wieder eine wirkliche Freiheit der Menschen. Das religiöse Grundgefühl rahmt jedoch das alltägliche Leben – und so gerade auch die Arbeit – auf eine Weise, das es als in sich selbst bedeutungsvoll und wertvoll erscheint. In ihr hat die Person Anteil an der gesamten Schöpfung und ist Teil einer größeren, umfassenden Wirklichkeit. Die Sorge wird nicht aus der Welt geschafft, aber sie kann ihren existentiellen Schrecken verlieren.

Die Motivation zur Arbeit wäre dann nicht länger die Angst, sondern könnte die Liebe werden. „Work is love made visible“ (Wegner 2011). Entsprechend kann man Arbeitsverträge zumindest immer auch als „partial gift exchanges“ (Akerlof 1982) begreifen, die dann stets mehr als einen Tausch Leistung gegen Geld sondern auch „Hilfe“ beinhalten können (vgl. Ortmann 2004, 177). Das geht bei Luther so weit, dass er die Orientierung an Heiligen als teuflisch erklärt. Wer wie ein Heiliger leben will, der würde gerade so – in der Orientierung an einem Modell – die konkrete Liebe zum Nächsten preisgeben. Was ich tue, geschieht dann, um Gott zu gefallen – und genau damit gebe ich meinen Nächsten preis (vgl. Wingren, 662). Es gibt kein sinnvolles religiöses Streben außerhalb meiner weltlichen Verantwortungen.

Beruf und Stand

Nun ist das Verständnis des Berufs bei Luther in der Moderne auch immer wieder kritisiert worden. Luther hätte mit dem Konzept des Berufs im Grunde genommen lediglich die klassisch mittelalterliche Ordnungsvorstellung des Standes in eine neue Begrifflichkeit übersetzt. Die Berufung erfolge nach Luther in einen Stand, den man dann ein Leben lang nicht mehr verlassen könnte. Insofern würde Luthers Berufsverständnis in der damaligen Zeit soziale Ungleichheit massiv legitimieren, wenn auch zuzugestehen ist, dass die Art und Weise wie Beruf bzw. Stand konzipiert wird, inhaltlich nichts mit Willkür, gegenseitiger Ausbeutung oder der Legitimation von hierarchischen Strukturen als solchen zu tun hätte, sondern mit der Ausübung von umfassender Fürsorge und Nächstenliebe. Insofern ginge es mit Luthers Ständekonzept letztlich um eine funktionale Ordnung der Gesellschaft, aber nicht primär um einen Herrschaftsaufbau. Für eine moderne, freie Gesellschaft könnte dieses Denken aber keine Bedeutung mehr haben.

Eine entsprechende – in der Konsequenz harte – Deutung von Berufung und Beruf vertritt noch der hannoversche Lutheraner und Abt zu Loccum, Gerhard Uhlhorn, in seinem Beitrag „Der irdische Beruf des Christen“ von 1890. Uhlhorn betont, dass es im Sinne Luthers eine himmlische Berufung, insofern einen himmlischen und einen irdischen Beruf, gebe, die aber nicht auseinanderfielen. Es sei falsch, „dass man dem himmlischen Beruf

nur nachkommen könnte mit Verzicht auf den irdischen, sondern ineinander“ (Uhlhorn 1990, 138) und deutlicher noch: „Damit, dass man seinen irdischen Beruf erfüllt, erfüllt man auch den himmlischen“ (ders., 138). In diesem Kontext wird dann auch über einen materiellen Erfolg als Kriterium einer Berufswahl diskutiert. Es sei keine Sünde, danach zu trachten, „durch die Berufserfüllung vorwärts zu kommen, wohlhabender zu werden oder sonst sich emporzuarbeiten. Unchristlich ist es aber, eben nur darum seinen Beruf zu erfüllen, um dieses Ziel zu erreichen“ (ders., 142). Entscheidend ist:

„Wer aber in seinem irdischen Beruf für den himmlischen lebt, der weiß, dass er nie vergeblich arbeitet. Und ob er

auch sonst noch so geringe Erfolge hätte, noch so wenige erreicht. Das eine erreicht er, das höchste, unter der Erziehung seines Gottes selbst etwas zu werden, fürs Gottesreich“ (ders., 142).

Für heutige Leser irritierend ist dann allerdings die Schlussfolgerung, die umfassend elaboriert wird: Dass man einen einmal gewählten Beruf um dieses Zeugnisses und dieser Beziehung zum himmlischen Beruf willen nicht mehr aufgeben könne. Es gelte auch in einem verfehlten Beruf:

„Mit Freudigkeit und Gottvertrauen zu tun, was man kann, auch darin, auch in dem Tragen alles der Schweren, was ein verfehlter Beruf mit sich bringt, sich als Christ zu erweisen, in der Zuversicht: Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“ (ders., 139).

Wenn auch nicht mehr direkt begrifflich, so kommt doch der Geist des Standesdenkens hier noch deutlich zum Tragen.

Es ist nun interessant, dass Werner Elert, gewiss kein progressiver Denker, Uhlhorn in seiner Interpretation

Luthers widersprechen würde. So sei der Begriff des Berufes ganz und gar keine Dublette des Standes. Er sei es deswegen nicht, weil Luther das Konzept der individuellen Berufung auch in den Beruf selbst hinein denken würde: Die Zugehörigkeit zu einem Beruf im Sinne eines Standes bürge für sich noch lange nicht dafür, dass die tägliche Arbeit auch wirklich Gottesdienst sei. Entscheidend sei nach Luther, dass das Motiv zu arbeiten von der Berufung und damit von Gottes Willen her geprägt sei. „Der Christ soll nichts tun ohne göttlichen Auftrag. Dieser Auftrag wird durch den Beruf erteilt. Es ist ein Geschenk Gottes, dass er uns den Nächsten sendet, den Nachbarn zugesellt, der Obrigkeit und der Familie einordnet“ (Elert 1958, 67). Dieser Gedanke erzeuge eine gewisse Distanz zwischen der Berufung und dem Beruf und ließe den Menschen folglich immer wieder fragen, ob er in seinem Beruf auch wirklich seine Berufung ausüben könnte. Genau dies richte nicht nur keine Schranken im Sinne von Ständen zwischen den Menschen auf, sondern lege sie geradezu nieder (vgl. ders., 67). Die Suche nach der Arbeit, die meiner Berufung entspricht, und der richtigen Art und Weise ihrer Erfüllung subjektiviert und individualisiert die Arbeitswelten und zersetzt letztlich jedes Standesdenken. Zugleich behaftet sie einen jeden beim Nächsten: „Die Liebe erfindet und gestaltet menschliches Handeln innerhalb des Rahmens, den die Beziehung zum Nächsten erst schafft, immer wieder neu“ (Wingren, 665).

Hinzu kommt, dass jeder echte Beruf, weil er aus „göttlicher Berufung“ abgeleitet wird, den Einsatz der ganzen Person erfordert. „Einen ethischen Wert der Arbeitsleistung an und für sich, ohne Rücksicht auf die Frage, wie viel der Mensch von seinem Selbst dabei einsetzt, gibt es hier nicht“ (Elert 1958, 68). Luther kritisiere in dieser Hinsicht an vielen Punkten den Grundsatz einer Gesellschaftsordnung nach Geburtsständen und durchbreche ihn. Er tut dies insbesondere mit seiner Forderung nach Bildungsmöglichkeiten für alle, gerade auch für Mädchen und Frauen. Und er verlangt die Bereitstellung von staatlichen Stipendien für Kinder armer Eltern. Dies aber hätte nur Sinn, wenn eine entsprechende Ausbildung dann später auch in andere Stände als den der Eltern führen könne. Insofern nagle Luther den einzelnen Menschen auf die soziale Schicht, der er durch seine Geburt angehört, überhaupt nicht fest (ders., 73). Später allerdings ändere sich das und verdunkle das Anliegen Luthers:

„Der Bürger der Lutherzeit ist auch Untertan – aber er hat in seinem Beruf wie in seinen Hause Bezirke, in denen er nach den eigentümlichen Lebensregeln seines Standes und seiner Familie frei schalten und walten kann. Der Bürger der Aufklärungszeit aber ist nur Untertan“ (ders., 69).

Erst die Reformzeit Anfang des 19. Jahrhunderts habe dann die selbstständige Würde des Bürgers, wenn auch noch begrenzt, wieder hergestellt. Ebensolches gelte für das Handwerk, in dem sich ohnehin ganz viel von Luthers Berufserfassung bis heute durchgetragen hätte (vgl. ders., 77).

Selbstanspruch und Vergesellschaftung

Nun wird man diesem Versuch, Luthers Innovation von späteren Verschüttungen freizuschaufeln, sicherlich auch kritisch diskutieren müssen. Die Frage, wie frei von ihrer Standesgebundenheit Luther die Menschen wirklich dachte, bleibt im Raum. Aber der grundsätzliche Ansatz Luthers, die individuelle Arbeit als Beruf gesellschaftlich vor dem Hintergrund der Berufung des eigenen Selbst durch Gott zu fokussieren, hat in der Folgezeit eine überhaupt nicht zu leugnende gewaltige Durchschlagskraft entwickelt. Letztendlich ist der Keim dieser Aussagen im späten 19. und 20. Jahrhundert dann auch aufgegangen und hat zu Formen des Berufs geführt, in denen der Anspruch auf die Verwirklichung des eigenen Selbst immer größere Bedeutung gewann (vgl. z.B. Kraus 2007, 143ff.). Aber diese Bewegung beginnt schon viel früher; sie zieht sich im Grunde seit der Reformation durch, wenn sie auch immer wieder durch Herrschaftsanforderungen unterdrückt worden ist. Wenn ich mich selbst mit meinen Gaben und Fähigkeiten von Gott beschenkt begreifen und damit als berufen verstehen kann, entsteht ein geradezu explosiver und exklusiver Selbstanspruch auf meine Tätigkeit, der in der Lage ist, gesellschaftliche Schranken zu sprengen.

Gleichzeitig jedoch impliziert er eine Spannung, die in Luthers Verständnis bereits ausgearbeitet ist: Zwischen diesem Eigenanspruch meines Selbst und meiner Angewiesenheit auf die anderen, unter denen und für die ich meine Berufung ausüben soll. Diese Spannung wird vor allem dann brisant, wenn näher nach dem Vorgang der Berufung gefragt wird. Gott selbst ruft ja auch in der biblischen Überlieferung nur wenige Menschen direkt in seinen Dienst. In der Regel sind es andere Menschen, die faktisch die Berufung von Menschen nicht nur beeinflussen, sondern auch aussprechen. „Der Mund Gottes, der die Berufung ausspricht, sind meistens die Eltern und Erzieher“ (Elert 1958, 74). Sie sind nach Luther dazu gehalten, Rücksicht auf Anlage und Neigung der Menschen zu nehmen, aber auch die jeweils nachwachsende Generation in die Berufungen einzuführen. Weil das so ist, ist der Beruf auch keine Privatangelegenheit eines einzelnen Menschen. „Der gegenseitige Dienst, den sich zwei von gleicher Bereitschaft erfüllte Einzelne leisten, ist stets auch Dienst am Ganzen, gleichviel, ob sie es wissen und wollen oder nicht“ (ders., 75). Und ausgehend von diesem Gedanken erfolgt dann noch einmal sehr deutlich die Forderung nach einer sozialen Unterordnung. In einer modernisierten Fassung würde man von der kooperativen Ausübung des Berufs und einer ebensolchen Verwirklichung seiner eigenen Anlagen reden. Schon bald entwickelt sich als faktische Säkularisierung dieses ganzen Prozesses die moderne Berufsbildungspädagogik. Es kommt zu einer nachhaltigen pädagogischen Bestimmung des Berufs am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert, „die auch den durch den Rückgang der religiösen Bedeutung frei werdenden Bedeutungsüberschuss dieses Begriffs nutzen konnte“ (Kraus 2007, 149). Einen Abschluss findet dieser Prozess mit dem Berufsbildungsgesetz von 1969.

Die Gedanken Luthers über Beruf und Berufung waren in ihrer Durchschlagskraft innovativ, aber die Aufwertung der Arbeit als solcher ist auch vor Luther ein genereller Zug im christlichen Glauben gewesen. Schon Paulus war stolz darauf, seinen Lebensunterhalt mit eigener Hände Arbeit zu verdienen und Müßiggang wurde breit abgelehnt. Tendenziell wurden im Christentum, so bilanziert Michael Kittner, alle Menschen zum „ökonomischen Subjekt“ gemacht(vgl. Kittner 2005, 37). Das impliziere ein Empowerment des Einzelnen:

> *„Die unmittelbare Konsequenz des christlichen Gedankenguts für den besonderen Fall der abhängigen Arbeit liegt auf der Hand: Wenn das Arbeitsvermögen Ausdruck der vor Gott gleichen Persönlichkeit jedes einzelnen Menschen ist, dann unterliegt es der von ihm selbst zu verantwortenden Entscheidung dieses einzelne, wie er dieses sein Arbeitsvermögen einsetzt. Daraus folgt mit Zwangsläufigkeit, dass die Entscheidung darüber, ob jemand in Diensten eines anderen tätig wird, von ihm selbst zu treffen ist.“ (ders., 38)*

Es ist dann diese Dynamik, die sich in der Entwicklung der modernen Wirtschaftsordnung mit all ihren Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen und der modernen Gesellschaft in einer Art von Berufsutopie umsetzt, die kein geringerer als

Georg Simmel in seiner Soziologie auf den Punkt gebracht hat. Er analysiert Gesellschaft prozessual als einen Vergesellschaftungsprozess, in dem die Menschen, wie er es sagt, mit den ihr innerpersönliches Leben bestimmten Besonderheiten für das Leben als Ganzes zum Tragen kommen müssen. Erst dann funktioniere Gesellschaft wirklich. Schon hier klingt das, was mit Berufung gemeint ist, durch. Aber dann heißt es noch klarer:

> *„Eine bewusste Zuspitzung gewinnt dieses Verhalten mit der Kategorie des Berufes. Das Altertum hat zwar diesen Begriff im Sinne der persönlichen Differenziertheit und der arbeitszeitlich gegliederten Gesellschaft nicht gekannt. Was ihm aber zugrunde liegt: Dass das sozialwirksame Tun der einheitliche Ausdruck der inneren Qualifikation ist, dass sich das Ganze und bleibende der Subjektivität vermöge ihrer Funktion in der Gesellschaft praktisch objektiviert – das bestand auch im Altertum“ (Simmel 1992, 60).*

In dieser Vorstellung drückt sich mithin aus, „dass die Individualität des Einzelnen in der Struktur der Allgemeinheit eine Stelle findet, ja, dass diese Struktur gewissermaßen von vornherein, trotz der Unberechenbarkeit der Individualität, auf diese und ihre Leistung angelegt ist“ (Simmel 1992, 61).

Entgegen den Erfahrungen der totalen Anonymität beruhe der Beruf auf dem Grund eines inneren Rufes:

> *„Einer als ganz persönlich empfundenen Qualifikation. Damit es überhaupt einen Beruf gebe, muss jene, wie auch immer entstandene Harmonie zwischen dem Bau- und Lebensprozess der Gesellschaft auf der einen Seite, den individuellen Beschaffenheit und Impulsen auf der anderen vorhanden sein. Auf ihr, als allgemeine Voraussetzung, ruht schließlich die Vorstellung, dass für jede Persönlichkeit eine Position und Leistung innerhalb der Gesellschaft bestehe, zu der sie ‚berufen‘ ist und der Imperativ, solange zu suchen, bis man sie findet.“ (Simmel 1992, 60)*

Es ist die Subjektivität, die sich selbst vergesellschaften will, die sich im Beruf findet und die in einer qualifizierten Berufsvorstellung bis heute präsent ist. Eine gerechte Gesellschaft ist dementsprechend eine, in der Menschen einem Beruf, d.h. ihrer Berufung oder Bestimmung nachgehen können.

Der Beruf als kritische Kategorie

Und auch wenn das Konzept des Berufs im Zuge der Herausbildung der modernen Gesellschaft immer weiter seines explizit religiösen Charakters entkleidet worden ist, so wird es doch in dieser Hinsicht selbst im 20. Jahrhundert immer wieder auch re-aktualisiert. So betont z B. der Erzbischof von Canterbury William Temple in dem für die Diskussion in Großbritannien herausragenden Text „Christianity and Social Order“ (Temple 1942), ganz wie Uhlhorn, dass es möglich ist, auch schlechte Arbeit anzunehmen, wenn dies in einer Berufung vorgesehen ist oder – anders gesagt – als Pflicht erscheint. Aber weiter heißt es:

> *„Of course, this does not justify an order of society which offers to many men only such forms of livelihood as require a miracle of grace to appear as forms of true vocation. But we must recognize that the source of my vocation is in God and not in me. It is His call to me. And when it is said that we need to create or restore a sense of vocation in relation to all the activities of men, it does not mean chiefly that every individual should be able to find there his self-expression or self-fulfilment otherwise than by self-sacrifice. But it does mean, first that he should do his work, interesting or dreary, ‘as unto the Lord‘, and secondly that the alternatives presented be such as shall not make this insuperably difficult apart from a true miracle of grace” (Temple 1942, 75).*

Die Berufung realisiert sich in „Freedom, Fellowship and Service”, was schließlich heißt: „The aim of a christian social order is the fullest possible development of individual personality in the widest and deepest possible fellowship” (ders., 97).

Mit diesen Maximen im Hinterkopf wird dann im 19. und 20. Jahrhundert von vielen christlichen Sozialethikern Kritik an Arbeitsformen geübt, in denen so etwas wie ein qualifizierter Beruf bzw. eine wirkliche Berufung gar nicht mehr erfahren werden kann. William Temple forderte in dieseRichtung: „Every citizen should have a voice in the conduct of a business or industry which

is carried on by means of his labour, and the satisfaction of knowing that his labour is directed to the well - being of the community" (ders., 97). Der Weg zu einer grundsätzlichen Kritik des Kapitalismus ist dann nicht mehr weit:

> *„To many it appears evident that we have allowed the making of profits […] to get into the first place which properly belongs to the supply of human needs […]. We have inverted the 'natural order'. Instead of finance existing to faciliate production and production existing to supply needs, the supply of needs is made the means to profitable production; and production itself is controlled as much as it is faciliated by finance" (ders., 96).*

Entsprechende Äußerungen finden sich auch in sozialethischen Texten am Ende des 20. Jahrhunderts. Arbeitslosigkeit und Armut werden in der Logik dieser Argumentation als Verschwendung von Gottes Gaben begriffen. So z.B. in einer herausragenden Stellungnahme der Anglican Church von 1997 zur Frage der Arbeitslosigkeit ("Unemployment and the future of work"): „Society as a whole suffers if the gifts of God are wasted, because they are meant to compliment one another. No one can achieve their full potential unless we all do so together […]. No one should be left out of the common task. No one should be told that their contribution is not wanted" (Anglican Church 1997, 71f.) Und: „The whole idea of a vocation or calling will seem quite unrealistic to many people who are now unemployed. That is another reason why unemployment is so abhorrent to the christian understanding of work and society" (dies., 162). An einer anderen Stelle wird gute Arbeit für alle gefordert. „A better way of putting it would be to say that we all have a calling to serve one another and no one should be denied the opportunity to carry it out" (dies., 81). Berufung ist in dieser Sichtweise ein nicht nur auf den inneren Menschen bezogenes, spirituelles Geschehen, sondern kann ausdrücklich äußerlich erfahren werden: Am Verfügen über einen Arbeitsplatz überhaupt – aber dann auch daran, ob sich dort gute Arbeit gestalten lässt. Wer über diese Möglichkeiten nicht verfügt und dementsprechend daran gehindert ist, eigene Fähigkeiten einbringen zu können, der oder die ist in einem zugleich religiösen wie sozialen Sinne arm.

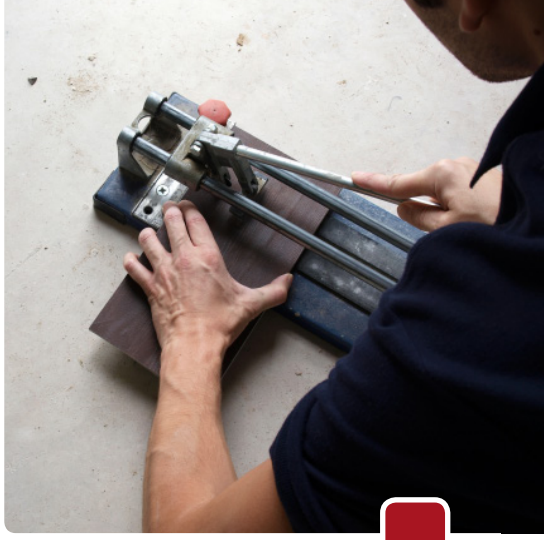
Capabilities

Diese Überlegungen finden sich inhaltlich fast bruchlos wieder in höchst modernen Diskussionen über Befähigungs- und Teilhabegerechtigkeit, wie sie z.B. in Denkschriften der EKD und vor allen Dingen in den Texten Amartia Sens und Martha C. Nussbaums prominent erörtert werden. In den beiden letzten Fällen ist die religiöse Begründung längst abgestreift oder vergessen, aber der Kern dessen, was mit der Reformation in die Welt gekommen ist, bleibt deutlich als implizierte Basis erhalten. All diese Konzepte gehen davon aus, dass Menschen über inhärente grundlegende Fähigkeiten verfügen, die durch andere im Ausbildungs- und Bildungsprozess und später in der gesellschaftlichen Teilhabe sozusagen nach außen befördert werden müssen, damit Menschen zur Verwirklichung ihrer Fähigkeiten in der gesellschaftlichen Kooperation in der Lage sind. Genau dies mache ihre Würde aus. „The notion of dignity is closely related to the idea of active striving. It is thus a close relative of the notion of basic capability, something inherent in the person that exerts a claim that it should be developed" (Nussbaum 2011, 31). Die menschliche Würde erfordere, dass alle Menschen zwar in der Hinsicht gleich behandelt werden sollen, dass ihre Fähigkeiten eine Chance auf Entwicklung bekommen - zugleich aber aus demselben Grund auch unterschiedliche Behandlung erfahren, weil die Fähigkeiten eben verschieden sind:

> *„If people are considered as citizens, the claims of all citizens are equal. Equality holds a primitive place in the theory at this point, although its role will be confirmed by its fit with the rest of the theory. From the assumption of equal dignity, it does not follow that all the centrally important capabilities are to be equalized. Treating people as equals may not entail equalizing the living conditions of all" (dies., 31).*

Der Befähigungsansatz impliziert folglich – wie der Berufungsansatz – nicht, dass alle Menschen materiell gleich wären, sondern im Gegenteil, dass sie gerade ungleich sind und die Entwicklung ihrer Fähigkeiten so vorangetrieben werden muss, dass sie sie sich im gesellschaftlichen Prozess kooperativ ergänzen.

Kommodifizierung der Arbeit



Nur allzu deutlich ist, dass sich die ursprünglichen Impulse Luthers nach 1517 kaum eins zu eins in seinem Sinne umgesetzt haben und dies vielleicht sogar noch weniger in den späteren Entwicklungen im 17. und 18. Jahrhundert, in der Zeit höchst autoritärer Machtstaaten, der Fall gewesen ist. Die große Krise des Berufungs- bzw. Berufsgedankens setzte jedoch noch nicht zu dieser Zeit, sondern mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, dem Aufkommen der Industrialisierung und der modernen kapitalistischen Wirtschaftsstruktur, ein. Hier tritt das ein, was Luther schon in gewisser Hinsicht vorausgesehen und kritisiert hatte, nämlich die Unterordnung der in sich selbst begründeten Berufungswirklichkeit unter ihr äußere Erfolgs- und Profitabilitätskriterien. Die Arbeit wurde aus ihren eigenen Bezügen (so auch aus Ständen und Gilden) herausgelöst und in einer brutalen Weise den sich entwickelten Märkten ausgesetzt. Auch Christenmenschen haben diesen Prozess, in der Hoffnung, er würde zur Überwindung der Armut führen, unterstützt. Prominent ist der Text „Über die Armengesetze“ (1786) von Joseph Townsend, in dem für eine radikale Vermarktlichung der Arbeitskraft plädiert wird: „Hoffnung und Furcht sind die Triebfedern des Fleißes. Sie zu spannen, ist Aufgabe eines guten Politikers. Aber unsere Gesetze mindern die eine und zerstören die andere“ (Townsend 2011, 14).

Diesen Prozess hat Karl Polanyi in seinem Buch „The Great Transformation“ (Polanyi 1978) sehr anschaulich für England beschrieben; entsprechende Analysen finden sich lange vorher ebenso bei Karl Marx. Klassisch sind die Formulierungen im Kommunistischen Manifest:

„In demselben Maße, worin sich die Bourgeoisie, d.h. das Kapital, entwickelt, entwickelt sich das Proletariat, die Klasse der modernen Arbeiter, die nur so lange leben, als sie Arbeit finden, als ihre Arbeit das Kapital vermehrt. Diese Arbeiter, die sich stückweise verkaufen müssen, sind eine Ware wie jeder andere Handwerksartikel und daher gleichmäßig allen Wechselfällen der Konkurrenz, allen Schwankungen des Marktes ausgesetzt. Die Arbeit der Proletarier hat durch die Ausdehnung der Maschinerie und die Teilung der Arbeit allen selbständigen Charakter und damit allen Reiz für die Arbeiter verloren. Er wird ein bloßes Zubehör der Maschine, von dem nur der einfachste und eintönigste am leichtesten erlernte Handgriff erlernt wird“ (zitiert bei Jones 2012, 261). Die Utopie reklamiert jedoch die alten Ideale: „An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist,“ (ders., 277). Das, was religiös im Beruf realisiert werden soll, die freie Entfaltung des Selbst im Interesse anderer, wird nun säkular zum Ziel einer kommunistischen Gesellschaft. Es ginge um die „Verschränkung der produktiven Tätigkeit aller zu einem produzierenden und sich selbst genießenden Gemeinwesen“ (Joas 1996, 138). „Jeder von uns hätte in seiner Produktion sich selbst und den anderen doppelt bejaht“ (Marx 1968, 462).

Der Charakter der Arbeit hatte sich in einer Weise gewandelt, dass die Vorstellung von Berufung und Beruf nicht mehr plausibel waren:

> *„Die Arbeit von anderen Aktivitäten des Lebens zu trennen und sie dem Gesetz des Marktes zu unterwerfen, bedeutet alle organisatorischen Formen des Seins auszulöschen und sie durch eine andere Organisationsform zu ersetzen, eine atomistische und individualistische Form.“ (Polanyi 1978, 224)*

Alle bisherigen Formen gemeinschaftlicher Sicherung und damit auch der Wertschätzung der Arbeit werden durch die sich ausbreitenden Märkte mit ihren anonymen Zwängen zerstört.

> *„Die Herstellung von Gütern bedeutete hier weder die Bestrebungen zur gegenseitigen Hilfe noch die Sorge des Haushaltsvorstandes für jene, deren Bedürfnisse er zu befriedigen hat,*

noch den Stolz des Handwerkers auf sein Gewerbe noch die Zufriedenheit über öffentliches Lob, sondern nichts anderes als das einfache Gewinnstreben, mit der der Mann, dessen Beruf Kaufen und Verkaufen ist, so untrennbar verbunden ist“ (ders., 110).

Die menschliche Gesellschaft, so Polanyis Folgerung, war zu einem Beiwerk des Wirtschaftssystems herabgesunken (ders., 111).

In den Debatten konservativer Christen ist deutlich die Abscheu vor diesem Verlust der Beruflichkeit, der Individualität und in dieser Hinsicht der Vermassung festzustellen. Sie erkennen, dass hier von ursprünglichen Ideen und Ordnungsstrukturen abgewichen wird, sind aber weitgehend nicht in der Lage, die strukturellen Ursachen wirklich zu erfassen oder gar durch Reformen aus der Welt schaffen zu können.

In der Folge setzt eine bis heute anhaltende Auseinandersetzung über die Rückgewinnung der Arbeitstätigkeit als in sich selbst sinnvolle Berufsverfassung ein. Polanyi berichtet, dass sich zumindest in England die Industriearbeiterklasse noch lange fragte, ob die Rettung nicht in der Rückkehr zur ländlichen Lebensform und zum Handwerk läge (ders., 229). Aber diese Wünsche blieben angesichts der ökonomischen Überlegenheit der neuen Wirtschaftsformen illusionär. Die alten Standesbande mussten gesprengt werden – es brauchte die Befreiung von vorkapitalistischen Zwängen, um Akkumulation zu ermöglichen und so die Produktivität zu revolutionieren.

„Nur in einem generalisieren System der Warenproduktion und des Warentauschs, das den Verkauf und die Fähigkeit zu arbeiten selbst (‚Arbeitskraft‘) mit einschloss, war es möglich, dass sich das ‚Ökonomische‘ von den anderen Lebenssphären separierte“ (Jones 2012, 224). Und erst dies setzt die Revolution der Bedürfnisse in Gang. Erst die Herrschaft des Tauschwerts sprengt alle Grenzen, die der Gebrauchswert „natürlich“ etabliert.

Insofern konnte das, was sich mit dem Berufsideal verband, langfristig nur innerhalb der neuen Dynamik – kaum gegen sie – reklamiert werden. Die Kämpfe hierum waren lang und komplex. In sie gingen vielfältige

Interessen ein. Zentral sind auf der einen Seite die Kapitalinteressen, die Berufsauffassungen instrumentalisieren und revolutionieren, und auf der anderen Seite die unmittelbaren Interessen der Arbeitenden, die auf Aspekte der Beruflichkeit im eigenen Interesse zurückgreifen, um ihre Autonomie und die Aufrechterhaltung des Arbeitsvermögens verteidigen zu können. Polanyi zeigt eindrucksvoll, wie diese Auseinandersetzung zur Konstituierung der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert führte und welch große Rolle in dieser Hinsicht gerade religiöse Begründungstraditionen für den Wert der Arbeit hatten. Was der Berufsvorstellung noch inhärent war, nämlich den Wert des einzelnen Menschen herauszustellen und ihn letztlich zum Kriterium der Arbeit zu machen, verschwindet angesichts von Industrialisierung und Kapitalisierung für die Masse der Menschen immer deutlicher.

Die Krise des Berufs und seine Neuentdeckung

Seinen Höhepunkt findet diese Entwicklung im 20. Jahrhundert in der Herausbildung rein maschinengetriebener Arbeitstätigkeiten wie im Taylorismus und Fordismus. Hier werden die Arbeitenden – wissenschaftlich unterstützt – endgültig zu Anhängseln der Maschinen gemacht und ihre Tätigkeit erscheint, von außen gesehen, als in sich selbst sinnlos, weil sie auf rein technische Handgriffe reduziert ist. „Seine eigene mechanisierte Arbeit kann kein Fabrikarbeiter mehr als seinen ‚Beruf' auslegen" (Wingren, 667). Entsprechend setzten Widerstandsbewegungen ein, die in Deutschland in den 70er und 80er Jahren mit Prozessen der Humanisierung der Arbeit einhergingen und so auch zu einer Wiederentdeckung der Beruflichkeit führten. „Die protestantische Arbeitsmoral kann im Licht des christlichen Glaubens nur solche Berufsarbeit interpretieren, die noch ein elementares Maß an persönlichen Beziehungen und individueller Entscheidungsfreiheit enthält" (ders., 667). Dies setzte der Fähigkeit der Kirchen Grenzen, Fabrikarbeiter überhaupt zu verstehen, geschweige denn ihnen auf irgendeine Weise zu „helfen".

Kritisch muss man aus protestantischer Sicht aber auch sagen, dass in den Formen der tayloristisch-fordistischen Verstümmelung des Menschen auch ein Teil der Wirkungsgeschichte protestantischer Arbeitsaskese zu finden ist. Die religiös begründeten Impulse eines asketischen Sich-Auslieferns an den Gegenstand der Arbeit, der Verzicht auf jede Form von Ablenkung und der extremen Konzentration von Aufmerksamkeit – einst übernommen aus klösterlichen Meditationstechniken und Verhaltensweisen – schlagen sich säkular in der Auslieferung des Menschen an die Maschine nieder. Gab es hier ursprünglich noch einen rahmenden religiösen Sinn, so kann er nun nur noch von einer anderen äußeren Instanz – durch die Steigerung des Konsums – kommen. Die Arbeit selbst wird sinnlos und soll es auch sein. Auch die mit dem Taylorismus einhergehenden Menschenbilder, die den Menschen im Wesentlichen als faul und lediglich extrinsisch zu motivieren darstellen, haben in protestantischen Diskursen viele Anhaltspunkte gehabt. An der epochalen Erziehung der Menschen zur modernen Arbeit hat der Protestantismus jedenfalls im Guten wie im Bösen gehörigen Anteil.

In die Krise ist diese Produktionsweise nicht aus Erwägungen der Humanität geraten, sondern als sie ihre Produktivitätsgrenzen erreichte. Sie hingen eng mit dem Übergang von einer Massenproduktion zu anspruchsvolleren Individual- und Kleinserienproduktionen zusammen. Qualität in diesen Bereichen ließ sich unter den neuen Anforderungen nicht mehr durch Ausschaltung der Subjektivität bzw. der individuellen Intelligenz der Arbeitenden erreichen, sondern nur noch durch ihre bessere Nutzung. Ende der 80er-/Anfang der 90er-Jahre führte dies zu geradezu revolutionären Umstellungen in der Arbeitswelt (z.B. der Einführung von autonomer und teilautonomer Gruppenarbeit in der Automobilindustrie (vgl. Senghaas-Knobloch 1996)) in denen der Selbstorganisationskraft der Arbeitenden sehr viel mehr zugetraut wurde als bisher und sich insofern der humane Faktor besser durchsetzen konnte. Auf diese Weise wurden beträchtliche Produktivitätssteigerungen erzielt. All dies liefert Beispiele dafür, „wie sehr Autonomie in die Heteronomie hineingetrieben werden kann" (Dahrendorf 1983, 35).

Einen weiteren Schub erhielten diese Entwicklungen, als sich seit den 90er Jahren immer mehr Formen von Projektarbeit, verbunden mit flexibleren Arbeitszeiten (z.B. Vertrauensarbeitszeit), Arbeit nach Zielvereinbarungen usw. durchsetzten. Sie prägen heute in vielen Bereichen die Arbeitswelt, insbesondere bei Höherqualifizierten. Die vielzitierte „Organisatorische Revolution" in der Arbeitswelt euphorisiert diese Zusammenhänge, die sich als Freisetzung individueller Intelligenz und vor allem intrinsischer Motivation beschreiben lassen. Die Reduktion der die Arbeitsvermögen einengenden Fokussierungen auf klar abgrenzbare und entsprechend überwachbare Teiltätigkeiten hin zur Schaffung umfassenderer Arbeitsmöglichkeiten und (Selbst) Verwirklichungsformen der Arbeitenden waren zumindest eine zeitlang mit Händen zu greifen und für viele Beobachter überraschend. So konnte es sogar heißen: „In den Betrieben vollzieht sich ein […] aufre-

gender Prozess: Die Freisetzung der Intelligenz der Mitarbeiter […]. Wir erleben den Aufstand der Person gegen Fremdbestimmtheit. Dies ist die Parallele zur Renaissance, die schließlich in die Reformation mündete. Mit der gegenwärtigen zweiten Renaissance scheint ein Reformationsklima verbunden“ (Schmidtchen 1996, 31, 33). Eine Wiedergeburt dessen, was mit Beruflichkeit gemeint war, deutete sich an.

Die Unternehmen reagierten hiermit auch auf veränderte Wünsche der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, die nicht mehr bereit waren, sich entmenschlichten und zerstückelten Arbeitsbedingungen zu fügen. So ist insgesamt festzustellen, dass in den letzten dreissig Jahren das klassische Phänomen der Entfremdung in der Arbeitswelt, das noch im Zusammenhang der tayloristisch-fordistischen Arbeitsorganisation in den 60er und 70er Jahren breit diagnostiziert wurde, in vielen Bereichen in den Hintergrund getreten ist. Auch wurde es zusehends mühseliger, weil konfliktreicher, dauerhafte, kleinteilige Kontrollen der konkreten Arbeitsleistung auszuüben. Es legte sich deswegen nahe, Arbeitnehmer viel deutlicher als bisher unmittelbar den Marktbedingungen, d.h. den direkten Kundenwünschen, auszusetzen und ihnen das entsprechende Abarbeiten zu überlassen (mit allen Folgen). Mit Konzepten der „flachen Hierarchie“ (lean production, lean management) wurde versucht, die subjektive Identifikation der Arbeitenden mit ihrer Arbeit zu erhöhen, indem man ihnen ein höheres Maß an Gestaltungsverantwortung übertrug. Zeitweise führte dies dazu, dass über die Abschaffung von Leitung bzw. Chefs generell diskutiert wurde. Mit dem Ende der 90er Jahre und dem Beginn des 21. Jahrhunderts kam diese Entwicklung allerdings auch wiederrum an gewisse Produktivitätsgrenzen und es ließen sich Formen der Wiedereinführung von tayloristischen Arbeitsverfahren – mit allerdings größeren Anteilen von Selbststeuerung – feststellen.

Aber es ist richtig, wenn Schmidtchen 1996 feststellt:

> *„Das preußisch-puritanische Modell der Verhaltenskontrolle versagte in dem Umfang, in dem Mitarbeiter auf Kommunikation angewiesen waren, wenn sie Arbeit richtig und fehlerfrei ausführen sollten, wenn sie ihre Erfahrung und Intelligenz selbständig bei der Arbeit wirksam werden lassen und nicht nur Befehle ausführen. Mehr und mehr zeigte sich, dass Mitarbeiter, die nur weisungsgebundene und repetitive Tätigkeiten auszuführen hatten, von ihrer Intelligenz keinen Gebrauch machen konnten“ (Schmidtchen 1996, 38).*

Und weiter: „Passivität und Misstrauen sind Blockaden für den Informationsfluss im Betrieb. Es zeigt sich, dass geeignete Organisationsstrukturen, die zu einem aktiven Bewältigungsstil ermutigen, Selbstwertgefühl und Anerkennung im Betrieb steigern, kurz, Orientierungsstabilität generieren“ (ders., 75). Und es liegt auf der Hand, dass all dies mit der Bestätigung von Beruflichkeit als Hauptquelle intrinsischer Arbeitsmotivation einhergeht. Wo die Arbeitskraft der Beteiligten demgegenüber als reine, auswechselbare Ressource betrachtet wird, sind Maschinen im Endeffekt billiger.

Die hier aufscheinende höchst ambivalente Situation bestimmt die heutigen Arbeitswelten. Den Arbeitenden werden weitaus mehr Freiheiten zugestanden und Räume der Selbstorganisation überlassen, als dies früher der Fall war. Die Stärkung von „Bottom-up“- gegenüber „Top-down“-Beziehungen, die Förderung von Netzwerken mit der Ausbildung von Heterarchien gegenüber Hierarchien, die große Bedeutung, die heute kommunikative Aushandlungsprozesse gegenüber Anweisungen haben – all dies stärkt die Erfahrung von Freiheit und Autonomie und ermöglicht positive, nicht entfremdete Arbeitserfahrung.

Dennoch bleibt die Situation asymmetrisch. Selbstständigkeit und Autonomie der Arbeitenden sind nun auch zu Ressourcen des Managements geworden. Mit ihrer Nutzung lassen sich Qualitätsgewinne machen und Volatilitäten in den Produktionsabläufen abfangen. Das, was vorher widerständig zum Tragen kam, ist nun vereinnahmt. „Du kannst alles machen, was Du willst, aber sei profitabel!“ lautet das Credo. Die Einsicht in die eigene Abhängigkeit wird nun zur Zustimmung umformatiert. Das „Müssen“ soll sich nun als ein „Wollen“ darstellen. Aus mehr Freiheit erwächst mehr Druck. Daran scheitern nicht wenige der Arbeitenden.

Was nun auf den Plan tritt, ist die Idee einer „neuen Beruflichkeit“ (Kraus 2007). Sie unterscheidet sich in der Zuordnung von Identifikation und Distanzierung und variiert damit alte lutherische Unterscheidungen – ohne sie freilich noch zu kennen. Neue Beruflichkeit ist charakterisiert u.a. durch eine geringe Institutionalisierung, eher abstrakte Qualifikationen, hohe Flexibilitäten, Individualisierung und Selbstorganisationsfähigkeiten, Dekontextualisierungstendenzen beruflicher Lernprozesse und geringe Begrenzungen (vgl. Meyer 2002, 82). Wenn man dies ins Religiöse übersetzen will: Es steigert sich zugleich die Entweltlichung des Menschen – er oder sie abstrahiert sein oder ihr Selbst immer deutlicher von den konkreten Lebenswelten der Arbeit – und die Verweltlichung: Der entschlossene und höchst effiziente Zugriff auf die konkrete Situation.

Mit mir selbst beschenkt

Aber damit ist es mit dem Schicksal der Beziehung von Berufung und Beruf in der Moderne nicht getan. Wie sich schon in den fast prophetischen Äußerungen von Georg Simmel zeigt, kommt es in der Moderne zur Herausbildung eines auf sich selbst bezogenen Individualismus als Reaktion auf das Wegbrechen von klassischen Gemeinschaftsformen und entsprechenden natürlichen Vergesellschaftungen. Die Menschen der Moderne sind gezwungen, Authentizität und persönliche Erfahrung in der Ausarbeitung ihrer eigenen Biografie in den Vordergrund zu stellen und beständig ihre eigenen Normativitäten zu entwickeln. Je länger diese Entwicklung anhält, desto mehr wird um die Anerkennung von vormals abweichendem Verhalten als gesellschaftlich tolerierbar gerungen. Inklusion, konsequent gedacht, erfordert die Anerkennung gerade des möglicherweise irritierend anderen: Auch er oder sie ist mit sich selbst beschenkt.

> *„Die soziostrukturell bedingte Freisetzung des Individuums konfrontiert vor diesem Hintergrund die Menschen nun aber im steigenden Maße mit der Herausforderung sich Lebensführungsgewissheiten anzueignen, die sie in einer unübersichtlichen Welt manövrierfähig halten sollen“ (Höhn 2013, 70).*

Zugespitzt: Die Menschen der Moderne sind darauf angewiesen, ihre Identität selbst zu konstruieren und beständig wieder neu zu erfinden. Insofern wendet sich die gesellschaftliche Komplexität, Risikohaftigkeit und Vielfalt im Einzelnen nach innen und führt zu einer immer weitergehenden Entwicklung der Innenwelten der Menschen, der Entfaltung ihres Selbst, das in vielfältiger Weise ansprüchlich nach außen gekehrt wird. Die berufliche Arbeitswelt reagiert auf diese Bestrebungen und nutzt sie zugleich. Auch die gesellschaftlichen Imperative wie Selbstständigkeit, Mitgestaltung und Kreativität, sowie letztlich auch des eigenen unternehmerischen Handelns treiben die wirtschaftliche Entwicklung voran.

> *„Während Verhalten früher überwiegend durch Außenimpulse (Vorbilder) gesteuert wurde, so verstärkt sich heute die Bedeutung der Selbstdisziplin. Parallel hierzu muss sich ein verantwortlicher Umgang mit den gewachsenen Optionen und freier Spielräume ergeben und zwar in Richtung einer moralischen Selbststeuerung“ (Weibler 2008, 37).*

In diesem Kontext stellt sich nun die Frage nach inneren Orientierungsleistungen im risikobehafteten Lebensumfeld in einer ganz neuen und entscheidenden Form (vgl. ders. 37). Wenn man diese Situation auf die klassischen Begrifflichkeiten umdeutet, dann zeigt sich heute mehr denn je, dass Menschen sich über ihre eigene „Berufung“ klar werden müssen – also darüber, wer sie wirklich sind und was sie wirklich wollen. Und es ist leicht vorauszusagen, dass es in dieser Hinsicht Pathologien des reinen Selbstbezuges geben kann, die in einer qualifizierten Vorstellung von Berufung als einer triangulären Beziehung zwischen mir, dem anderen und Gott aufgefangen werden könnten. Dabei scheint es so zu sein, dass sich der religiöse Selbstbezug der Menschen sozusagen in ein Selbstgespräch zurückgezogen hat, aber auf diese Weise ganz und gar nicht verschwunden ist. Die Grundidee aber, dass ich mit mir selbst begabt bin und den Auftrag und auch das Recht habe, diese Eigensinnigkeit auszuarbeiten und in die gesellschaftliche Kooperation einzubringen, bleibt nach wie vor nicht nur wichtig, sondern ist höchst attraktiv für die Arbeits- und Gesellschaftsgestaltung.

Die beschriebene Spannung stellt sich als eine Kluft zwischen der Freisetzung eines Überschusses an Selbstverwirklichungsmöglichkeiten in der Arbeit und ihrer Reduktion durch immer wieder neue organisatorische Formatierungen dar. So kommt es heute immer wieder zu früher ungeahnten Formen arbeitsbezogener beruflicher Begeisterung – aber dann auch zu entsprechenden frustrierenden Entzauberungsvorgängen des eigenen Engagements. Das Ineinanderwirken der individuellen und organisatorischen Arbeitsvermögen und Produktivkräfte führt stets zugleich zu Formen von Identifikation und Leistungssteigerung wie auch zu neuen Formen von Enttäuschung, Leiden und Belastung. Arbeitsbezogene Pathologien nehmen in der letzten Zeit auf breiter Front zu: Dass es sich dabei nur um Umstellungs- und Eingewöhnungsprobleme handelt, wird immer zweifelhafter. Damit steht in der gesellschaftlichen Diskussion zurzeit eine Diskussion über die Kehrseite der zunehmenden Freiheit in der Arbeitswelt – nämlich über neue Formen von Selbstausbeutung, Arbeitssuchtverhalten, Burnout-Phänomene und die Zunahme von psychischen Erkrankungen – an.

Die Zukunft des Berufs

Menschen treten heute den Unternehmen selbstbewusster als früher gegenüber und das ist gut so. Sie suchen persönliche Gewinne im Zuwachs an Selbstbestätigung, Kompetenz, guten Beziehungen und Spaß an der Sache (vgl. Schmidtchen 1996, 43).

> *„Ein dynamisches Verhältnis von Person und Betrieb wird angestrebt. Die selbständig denkende und evaluierende Person greift lenkend und verbessernd in das Betriebsgeschehen ein. So kann der Mitarbeiter seinem Selbstbild Genüge tun, seine Persönlichkeit kann im Betriebsgeschehen wachsen, Anerkennung finden und auch für andere lebensweltliche Zusammenhänge Stabilität gewinnen“ (ders., 46).*

Dies wäre die Rückkehr des Berufs. Allerdings impliziert diese Entwicklung auch beträchtliche Gefahren, da in ihr die heilsame Distanz zum eigenen Tun, die im ursprünglichen religiösen Konzept konstitutiv war, verloren gehen kann. Arbeit kann dann – so absurd das klingen mag – zum Selbstgenuss werden und Formen der Sucht annehmen. Dann braucht es Entziehungskuren. Zu viel Sinnstiftung sollten wir von der Arbeit nicht erwarten.

Deswegen: Nicht „Sei, der Du bist!“ wäre die Aufforderung, sondern: „Werde, der Du sein sollst!“. Beruf in diesem Sinne speist sich aus dem Bezug zu meinem Selbst aus Gott, das fremd und eigen zugleich ist. Es ist nicht nur die stete Frage an mich selbst, die mich umtreibt (vgl. Gerhardt 1999, 30), sondern die Infragestellung meiner selbst, die eine selbstbewusste, tätige Individualität als bewusst akzeptierte Abhängigkeit frei setzt. „Es ist aber eben diese Fähigkeit zur Selbstbegrenzung, die Möglichkeit, sich in bewusster Erkenntnis seiner eigenen Grenzen selbst zu etwas zu bestimmen, die zu der durch nichts einzuschränkenden Würde des Menschen führt“ (ders., 138).

Nichts anderes ist aber auch der Ausgangspunkt der lutherischen Erwägungen gewesen. Falk Wagner beschließt seine große Studie zur Berufung wie folgt:

„Unter den gegenwärtigen Bedingungen einer fortgeschrittenen Industriegesellschaft ist es zwar nur in wenigen Fällen möglich, die auf Erwerbstätigkeit ausgerichtete Berufsausübung auf eine besondere Berufung zurückzuführen. Jedoch ist es nicht aussichtslos, die Berufstätigkeit in den Rahmen der durch die Berufung initiierten Freiheitsverwirklichung zu stellen. Die Berufstätigkeit wird sich dann in solchen sozioökonomischen Strukturen realisieren, in denen der arbeitende Mensch die Möglichkeit erhält, von seiner anerkannten Freiheit Gebrauch zu machen“ (Wagner, 713).

Stand hinter der Berufungsvorstellung einst die beruhigende – aber auch zutiefst einengende – Vorstellung eines Schöpfungskosmos, in dem für jedes Wesen ein Platz vorgesehen ist, sodass „Selbsterkenntnis in der Einsicht in diese Bestimmung und der Einnahme dieses Platzes bestünde“ (Joas 1996, 121), so wird sie heute geradezu umgekehrt zum Imperativ, alle Verhältnisse umgestoßen, in denen der Mensch in der Entfaltung seiner kommunikativen Fähigkeiten gehindert ist.

Literatur:

Anglican Church: Unemployment and the future of Work. London 1997

Akerlof, George A.: Labor Contracts as Partial Gift Exchange. In: The Quarterly Journal of Economics Vol. XCVII Nov. 1982 No. 4, S. 543-568

Dahrendorf. Ralf: Wenn der Arbeitsgesellschaft die Arbeit ausgeht. In: Joachim Matthes (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft. Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt / New York 1983, S. 25-37

Elert, Werner: Morphologie des Luthertums. Zwei Bände. München 1958 (ursprünglich 1931). Hier Band 2: Soziallehren und Sozialwirkungen des Luthertums.

Gerhardt, Volker: Selbstbestimmung. Das Prinzip Individualität. Stuttgart 1999

Höhn, Hans-Joachim: Soziologie in der Theologie – oder. Der Blick von außen auf den Blick nach außen. In Ansgar Kreutzer und Franz Gruber (Hg.): Im Dialog. Systematische Theologie und Religionssoziologie. Freiburg, Basel, Wien 2013, S. 56-72

Honneth, Axel: Das Recht der Freiheit. Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit. Berlin 2011

Jähnichen, Traugott: Arbeit als Beruf? Das protestantische Arbeitsethos in Geschichte in Gegenwart. In: Heinrich Bedford-Strohm (Hg.): Sinn der Arbeit – Ethos der Arbeit. Beiträge und Theologie aus Theologie und Ökonomie. Neuendettelsau 2007, S. 32-47

Joas, Hans: Die Kreativität des Handelns. Frankfurt a. M. 1996

Jones, Gareth Stedman: Das Kommunistische Manifest von Karl Marx und Friedrich Engels. Einführung, Text, Kommentar. München 2012

Kittner, Michael: Arbeitskampf. Geschichte – Recht – Gegenwart. München 2005

Kraus, Katrin: Vom Beruf zur Employability? Zur Theorie einer Pädagogik des Erwerbs. Wiesbaden 2006

Luther, Martin: Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei (1523). In WA 11, 245-281

Luther, Martin: zitiert nach der WA

Marx, Karl: Auszüge aus James Mills Buch, in: MEW Ergänzungsband 1, Berlin 1968, S. 443-463

Meyer, Rita: Der Beruf als ‚Sinnform' von Arbeit. In: Loccumer Protokolle 66/02, 2002, S. 77-90

Nussbaum, Martha: Creating Capabilities. The human development approach, Cambridge u.a. 2011

Ortmann, Günther: Als ob. Fiktionen und Organisationen. Wiesbaden 2004

Polanyi, Karl: The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt a. M. 1978 (ursprünglich engl. 1944)

Schmidtchen, Gerhard: Lebenssinn und Arbeitswelt. Orientierungen in Unternehmen. Gütersloh 1996

Senghaas-Knobloch, Eva; Brigitte Nagler, Annette Dohms: Zukunft der industriellen Arbeitskultur. Persönliche Sinnansprüche und Gruppenarbeit. Münster 1996

Sennett, Richard: Handwerk. Berlin 2008

Simmel, Georg: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung GA Band 11 Frankfurt a. M. 1992

Taylor, Charles: Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt a. M. 1996

Temple, William: Christianity and Social Order. London 1976 (ursprünglich 1942)

Townsend, Joseph: Über die Armengesetze. Berlin 2011 (ursprünglich engl. 1786)

Uhlhorn, Gerhard: Schriften zur Sozialethik und Diakonie. Hg. von Martin Cordes und Hans Otte. Hannover 1990.

Wagner, Falk: Art. Berufung III Dogmatisch in: TRE Band V Berlin und New York 1980, S. 688 - 713

Weber, Max: ‚Politik' als Beruf und ‚Wissenschaft als Beruf' In: GA Band 17 Tübingen 1992

Wegner, Gerhard: Teilhabe fördern. Christliche Impulse für eine gerechte Gesellschaft. Stuttgart 2010

Wegner, Gerhard: Fürsorglich arbeiten. Gute Arbeit in der Perspektive Evangelischer Sozialethik. In: Zeitschrift für Arbeitswissenschaft. 01 / 2013, S. 9-14

Wegner, Gerhard: „Work is love made visible" Theologische Anmerkungen zur grassierenden Arbeitslust. In: Jahrbuch Sozialer Protestantismus 5, 2011, S. 248-253

Wegner, Gerhard: Arbeitssouveränität. Impulse aus protestantischer Arbeitsethik. In: Denkwerk Demokratie (Hg.): Roadmaps 2020. Wege zu mehr Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit und Demokratie. Frankfurt a.M. New York 2013, S. 209-226

Wegner, Gerhard: Moralische Ökonomie. Maximen lebensweltlicher Kooperation. Stuttgart 2014

Weibler, Jürgen: Werthaltungen junger Führungskräfte. Düsseldorf 2008 (HBS)

Weiss, Johannes: Ist der Berufsmensch am Ende? In: Loccumer Protokolle 66/02, S. 67-76

Wingren, Gustav: Beruf II Historische und Ethische Aspekte in: TRE Band V Berlin und New York 1980, S. 657 - 671

Wingren, Gustav: Luthers Lehre vom Beruf. München 1952 (FGLP 10/ 3) 1952

SOZIALWISSENSCHAFTLICHES
INSTITUT
der Evangelischen Kirche in Deutschland EKD

Sozialwissenschaftliches Institut der EKD (SI)
Arnswaldtstraße 6
30159 Hannover
Telefon 0511-554741-0
e-mail: info@si-ekd.de
www.si-ekd.de

Stiftung
Sozialer Protestantismus

Stiftung Sozialer Protestantismus
Schlossstraße 2
57520 Friedewald
Geschäftsführer: Volker Hergenhan
Telefon: 02743-9236-0
e-mail: info@ssp-friedewald.de